

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

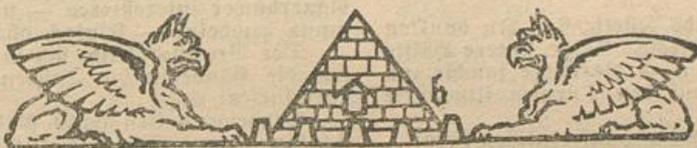
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

25.12.1926 (No. 52)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 52



25. Dez. 1926

Vorst Wolfram Weißler / Das Weihnachtswunder.

Ein tiefer Glockenton summt verfliegend durch die schwere, weiche Dämmerung des Abends.

Klaus Freese, der alte Türmer, ließ das Glockenseil aus den Händen, lauschte noch ein wenig dem Hin- und Herschwingen des Klöppels, der das Erz nicht mehr erreichte, trat dann aus Turmfenster und benuzte sich hinaus, soweit das bei der gewaltigen Dicke der Mauer möglich war. Seit vierzig Jahren rief er die Menschen zur Christandacht, seit vierzig Jahren trat er an dieses Bogenfenster und schaute mit stillen Gedanken auf die weihnachtliche Stadt hinab. Das war die beste Stunde seines Lebens.

Der Himmel stand tiefdunkelgrau über der weißen Ebene, die ganz leer zu sein schien. Es war, als ob sich alle Häuser zu Füßen des Turmes zusammengekuschelt hätten, um einander zu wärmen. Nun lag der Schnee auf den spitzen Dächern und in den Gassen, deren Laternen eben angezündet wurden und mattgoldene Lichtkreise unter sich malten. Auf dem Kirchplatze stand eine Stadt für sich: die Buden des Weihnachtsmarktes. Klaus Freese sah, wie die Menschen, schwarze, kurze Striche, von einer Bude zur anderen gingen. Sie machten den letzten Einkauf, denn in zwei oder drei Stunden würde in jedem Hause der Christbaum brennen, mit Glitter und buntem Zuckerwerk behängt, und darunter war die jährlich neu gepußte und verschönte Krippe aufgebaut: der Stall zu Bethlehem mit der heiligen Familie und allem, was dazu gehörte, nämlich Ochs und Esel, Hirten und Stern, nicht zu veräffen die heiligen drei Könige Kaspar, Melchior und Balthasar, die aus wenigstens einem halben Meter Entfernung herbeizogen, das große Wunder zu schauen.

Der alte Türmer besaß weder Weib noch Kind, für die er eine Krippe hätte aufbauen können.

Aber während er so hinunterblickte auf die Buden des Weihnachtsmarktes, unter deren Leinwandbänern ein heimliches Lichtschimmern in den Schnee hinaustriefelte, vergaß er fast all die langen Jahre seines einsamen Lebens und dachte daran, wie er einst an der Mutter Hand von einer Bude zur andern hatte wandern dürfen. Wenn man's recht überlegte, war es noch die gleiche Stadt, die gleiche Welt. . . Nur freilich Klaus Freese war damals noch ein kleiner Junge gewesen,

mit einer blauen Wollmütze auf dem Kopf und einem dicken, rot-wollenen Schal um den Hals.

Ja, und einmal hatten die Mäuse den König Melchior entzweit-gefreßen, und Klaus Freese stand neben der Mutter vor einer Bude und sagte: „Ach, Mutter, kauf' noch einen heiligen Dreikönig, damit sie wieder alle beisammen sind, gelt?“

Aber der war sehr teuer, und die Mutter schüttelte bedenklich den Kopf und meinte, zwei heilige Dreikönige täten es wohl auch. Wor-auf dem kleinen Klaus dicke Tränen in die Augen kamen, obwohl er tapfer dagegen schluckte.

Und dann wäre beinahe ein Weihnachtswunder geschehen!

Die Frau hinter dem Verkaufstisch — ihre rotgeirorbenen Hände guckten aus grauen Wollärmeln heraus, und auf der Nase trug sie eine Brille — legte den kostbaren König Melchior in seine Schachtel zurück, aber neben ihr stand ein hübsches, kleines Mädchen. Das Kind sah Klaus Freeses tiefen Schmerz, und plöblich sagte es: „Schenk' ihm halt den König, Mutter! Wenn er ihn doch so gern mag!“ Die beiden Mütter jedoch sahen einander an, lächelten. . . der König blieb, wo er war, und das Wunder blieb auch, wo es war, nämlich nir-gends.

Ganz deutlich sah der alte Türmer diese längst vergangene Begebenheit, er sah sich selbst, sah die Frau mit den roten Händen und der Brille — nun war sie gewiß schon lange, lange tot, und das kleine Mädchen von damals stand heute vielleicht an ihrer Stelle, hatte auch schon eine Brille auf der Nase und lächelte stillschweigend den Müttern zu. . .

Der Weihnachtsmarkt aber — der war noch da.

Klaus Freese richtete sich auf, schüttelte vernonnen den Kopf und tappte langsam die hölzerne Treppe des Turmes hinab, die heute so seltsam nach altem Spielzeug roch.

Unten schloß er die Tür umständlich hinter sich ab und ging hinüber zu den Weihnachtsbuden, in denen noch dieselben Herrlichkeiten lagen wie damals vor einem halben Jahrhundert. Mütter und Kinder standen davor, alle Sehnsucht, die in einem kleinen Menschenherzen sein kann, strahlte aus großen, hoffenden Augen.

Und hier an der Ecke, ja, hier war es gewesen!



Madonna mit dem Apfel.

Von Veit Stos (geb. 1445 zu Nürnberg, gest. daselbst 1532.)

Er trat langsam an den Tisch, betrachtete alles, was da ausgelegt war, sah die Frau dahinter — sonderbar, sonderbar . . . sie glich genau der Frau von damals und blickte ihn freundlich-ernst durch die Brillengläser an.

„Ich möchte,“ sagte der alte Türmer in seiner stillen, bedächtigen Weise, „ich möchte einen heiligen Dreikönig kaufen.“ Er hörte seine Stimme, aber sie klang ihm wie aus weiter Ferne, und seine Augen, die auf die Frau gerichtet waren, sahen eigentlich durch fünfzig Jahre zurück in das Land seiner Kindheit.

„Hier!“ sagte die Frau.

„Was kostet er denn?“ fragte Klaus Freese und hielt die offene Schachtel in den Händen.

Sie schweig einen Augenblick, dann lächelte sie sehr leise, blickte den alten Türmer an und sagte: „Er kostet nichts . . .“

Walter Bloem / Weihnachtsstimmen. Skizzen

— Noch immer nicht — —!“

Frau Gabriele trat ans Fenster.

Unfinn, ins Großstadtgewimmel hinein nach dem Gatten auszuspähen!

Doch das Bild des Dezemberabends fesselte sie. In dunklen Massen wuchtete der Bau der nahen Kirche. Seine untere Hälfte lag im hellen Schein der Vogenlampen — die obere tauchte ins falbe Blau des Nachthimmels, und auf den Türmen klimmerte Vollmondgleichen.

Zur Rechten und Linken schoben sich die Häuserküllissen heran . . . und sieh: hier und dort an den riesigen Fassaden klimmerten hinter den Doppelfenstern bereits die ersten Weihnachtskerzen auf. Und alles überflittert vom leise stiebenden Schnee.

Wo er nur blieb? Die Ungeduld der Kinder war nicht mehr zu bändigen. Aber das kannte sie ja schon. Es war ordentlich ein gewisser Widerspruchsgeist in ihm, der ihn zwang, sich am Weihnachtsabend stets ein wenig zu verspäten, wo er sich so brennend sehnsüchtig erwartet wußte . . .

Nun, wenn er dann wenigstens die rechte Feststimmung mit heimbrächte . . . die Weihnachtsstimmung. Er pflegte immer erst unmittelbar vor der Bescherung seine letzten Einkäufe für seine Lieben zu machen . . . eben um den Uebergang zu finden aus seiner gesequenen Arbeitsstille in die Feierseligkeit seiner Lieben.

Stimmell! Schon halb sieben!

„Mutti — wo bleibt denn Vater?“

„Mutti, ich halt's nicht mehr aus!“

„Mutti, wenn Vater nicht bald kommt, stürmen wir das Weihnachtszimmer — einfach!“

„Ich werde dir — Junge! So was jagt man nicht mal im Scherz —!“

Dorch — der Fahrstuhl schnurrte . . . hielt draußen an . . . auf den halbdunklen Korridor stob das Geschwisterpaar, riß die Flurtür auf . . . eben entwickelte sich der Vater, schneebedäubt, halbblind, weil seine Brille beschlug, mit einem Schwall von Paketen aus dem Kasten des Fahrstuhls.

„Hurra — Pappi — endlich — endlich!“

Zwei Paar fester roter Knabensäuste, schoben den Vater in den Flur.

„Nun aber schnell, Pappi, schnell!“

„Ruhig, Schlingels, sonst gib't's überhaupt nichts!“

Vaters Stimme klang gar nicht weihnachtlich . . .

Nun kam auch die Mutter aus dem Salon.

„Na, das war aber höchste Zeit!“

Gabriele fiel dem Gatten um den Hals —

„Puh, wie naß du bist! Schnell! Aber das paßt zum Fest!“

„Ein Schweinewetter!“ Der Professor schüttelte die blinkenden Tropfen von seinem Ufster. „Und ein Schmutz auf den Straßen —! Schauderhaft . . .“

Ernüchtert von des Vaters Ton standen die Kinder — überrascht betrachtete nun auch Gabriele den Gatten. „Hast du Nerger gehabt?“

„Ich? Nein — wieso?“ Verdutzt und unwirlich schielte der Professor über die Brillengläser hinweg die Gattin an. Wie schön sie sich gemacht hatte — wie lieblich sie aussah in ihrem silbergrauen Kleide, mit den eiserähbenden Wangen . . . Ach so . . . das alles, um die Weihnachtsstimmung zu kommandieren . . .

Mit besonderer Umständlichkeit hängte er Mantel, Hut, Halstuch auf den Garderobeständer. Stumm verfolgten die Kinder seine Bewegungen.

Gabriele trat entschlossen auf den Gatten zu. „So . . . nun komm gefälligst!“ Sie raste seine Pakete auf und schob ihn durch den dunklen Salon dem Wohnzimmer zu, wo Christbaum und Bescherung aufgebaut waren.

Unterm Baum hielt sie ihn fest, drehte ihn mit einem Ruck herum, so daß sie Brust an Brust standen, nahm seinen Kopf in beide Hände und sah ihn mit liebevoller Zurechtweisung an: „Weihnachten, mein Alter! Ich bitte mir Stimmung aus!“

Aber ärgerlich machte der Gatte die runden Handgelenke von seinen Schultern los. „Wie ich das hasse, dies dumme Wort! Stimmung auf Kommando! Nur weil heute der vierundzwanzigste Dezember im Kalender steht! Was geht mich das an? Ich habe meine Arbeit unterbrechen müssen, gerade jetzt, wo meine Beobachtungen über Färbung der Nervenfasern sich einem gewissen Ab-

Klaus Freese vergaß die Antwort. Er nickte ein paarmal wandte sich wie im Traum und ging wie im Traume davon, den König Melchior in der Hand.

Der dämmerige Schnee rings um ihn begann märchenhaft zu schimmern, alle Häuser wurden durchsichtig und zeigten ihm die Weihnachtsbäume seiner Jugend, die in dieser seltsamen Stunde wieder lebendig geworden war und eine alte Schuld beallichten fand. Die hohen, erleuchteten Fenster der Kirche strahlten mit lauter himmlischer Schein, und eben als Klaus Freese unter ihnen vorüberging, begann drinnen die Orgel ein süßes Brautpaar und helle Stimmen fielen im reinsten Klange ein:

Es ist ein' Hof entsprungen

Aus einer Wurzel zart —

Klaus Freese wandelte durch Kinderträume, die sanft angeblüht waren, er wandelte durch das Wunder der Weihnacht.

schluß nähern . . . soll nun zweiundeinhalb Tag lang, statt meiner Experimente fortsetzen zu können, den zärtlichen Familienwortspielen und mich brennend für Bleisoldaten, Puppen und Puppentheaterbücher interessieren — und dabei auch noch Weihnachtsstimmung heucheln! — Einfach abgeschmackt ist das!“

Der Professor hatte sich in den Lehstuhl seiner Frau geworfen, die Hände in die Taschen gesteckt und den Kopf eigenhändig zurückgelegt.

Schweigend ließ Frau Gabriele den Erguß des Gatten über sich hinwegrollen. Sie beschäftigte sich indessen mit den Paketen, die er mitgebracht, löste sorgfältig die Knoten der sie umschlingenden Bindfäden, faltete das schöne braune Packpapier zusammen und ließ nur die letzte, innere Hülle unberührt.

„So,“ sagte sie nun, als Gerhard schwieg. „Hast du ausgetobt?“ Gerhard brummte etwas Unverständliches — rührte sich aber nicht. Seine Blicke hingen an der Spitze des Weihnachtsbaums, da oben schwebte ein etwas, das ihn bannte: ein ausdrucksloseloses Puppenköpfchen aus Papiermaché, mit knallroten Wäckchen und spießigen Kirchenkümmchen, darunter ein silbernes Kleidchen mit weitgespreizten Armen, am Rücken ein paar steife, silberne Flügel — das Christkindlein . . .

Das stammte aus seinem fernen Elternhause und hatte die achtundzwanzig Weihnachtsabende miterlebt, die er, daheim verbracht hatte, ehe er aus der Heimat in die Fremde zog . . . dann war es mitgewandert und hatte sich auf der Spitze der Weihnachtsbäume niedergelassen, die Gabriele für ihn entzündet hatte.

Einundvierzig Weihnachtsfeste hatte es mitgemacht, das silbergewandete Christkindlein da oben. Hatte seinen und seiner Schwester Kinderjubiläum vernommen, vernahm nun seit Jahren den Weihnachtsjubel seiner eigenen Kinder. Und schwebte in all seiner naiven Gählichkeit da oben auf der Spitze des Lichterbaumes mit einer Verkörperung des alten Liebes:

Vom Himmel hoch, da komm ich her

Und bring' euch gute, neue Mär . . .

Das Bild seiner Eltern tauchte auf . . . der Vater am Flügel, der Mutter Weihnachtsgefänge begleitend . . . der Prüder Flachs köpfe . . . und Gabriels feuchtglänzender Liebesblick, da sie als Braut zum erstenmal an seiner Seite unterm Weihnachtsbaum der Eltern gestanden . . .

Und wieder einmal hatten ihn Gabriels Augen tränenlächelnd angeglänzt . . . als der Lichterbaum zum erstenmal in des jungen Paares eigenem Heim erglommen war . . . da hatte sein Weib ihm stumm, versagenden Wortes ein Paar rote Schwämmchen in die Finger gedrückt . . . hatte dann seine Hände stumm an ihr Herz gezogen, das ruhelos schwall von überquellender Hoffnungslosigkeit . . .

Ah, die Füßchen, die in jene roten Schuhen hatten hincinwachsen sollen, die waren dann wirklich in die Welt hineinwagten — hatten seitdem schon eine ganze Menge Sohlen verschliffen und stapften nun im dunklen Nebenzimmer umher mit des Bruders Füßchen um die Wette — voll vernehmlicher Ungeduld . . .

Seit damals hatte das Christkindchen da oben viel, viel Jubel vernommen . . . viel, vielfach wieder junge Augenpaare selbstenleuchten gesehen . . .

— Nur wenig Sekunden hatte dieser Vorüberflug von Wäldern die Seele des Gelehrten erfüllt . . . aber als er nun die Augen von den silbernen, papiermachébefopften Christkindlein zum tiefgenieteten Scheitel seines Weibes senkte, da hatten sie einen ganz, ganz anderen Ausdruck bekommen als zuvor . . .

Und nun hob Gabriele den Blick und sah Gerhards Augen die ihren suchen — verstand auf einmal die Wandlung, die vorangegangen, und slog auf den Gatten zu . . .

Und es ward eine tiefe, friedvolle Stille . . . wohl eine Minute lang.

„Gerhard — die Kinder!“ Frau Gabriele löste sich aus den Armen des Professors. „Komm — zünde die Lichter an!“

Aber Gerhards Augen schauten auf einmal verloren in die Ferne.

Gabriele rief ihn an: „Du denkst wohl wieder an deine Forschungen?“

Seine Experimente — wie weit entfernt lagen ihm die einmal — wie fremd — die Arbeit seines Lebens. Etwas ganz ganz Neues roste sich in ihm . . . tiefstes Stachelnfüßchen fernem, fernem Menschen . . .

Seine Eltern, die alten, noch lebenden in der fernen Heimat seine Brüder, ihre Frauen, ihre Kinder... Gabrielens Eltern, die stolzen Großeltern seiner Kinder... Gabrielens Brüder... der feste Leutnant zur See, mit der wiederauferstandenen im riesigen Leunawerk. Sie alle standen nun unter einem Tannenbaum und träumten in die Dichter hinein... Und seine Freunde... ach, so mancher Mensch, dessen Leben ein Stück seines eigenen Lebens geworden war. Ach, ihr geliebten Entfernnten, alle... alle!

Und in dieser Stunde so auch die sechzig Millionen seiner Volksgenossen... auf dem ganzen Erdenrund in diesem Augenblick ein großes Ausruhen, ein tiefes, erlöstes Aufatmen zu einer kurzen, allentvornenden Raft...

Horch! Draußen schlugen in diesem Augenblick die Glocken der nahen Kirche tiefdröhnend an. Ein Sturm von mächtigen Tönen überbraute mit einem Male die abendliche Großstadt. Und zu denken, daß in diesem Augenblick allüberall im deutschen Lande die Glocken anhuben zu tönen. Die Weihnachtskloeden... Des Professors Hand hebte, als er nun ein Lichtlein nach dem anderen entzündete... eins nach dem anderen. Und bald scholl in den Schwall der Weihnachtskloeden helltönender Kinderjubel hinein. Als aber die erste Seltigkeit verrauscht war, da mühten die Kinder „aufzusagen“. Und das schlanke Backfischlein, dessen Füße einst in jenen roten Schühchen gesteckt hatten, erzählte mit gefalteten Händen die uralte heilige Geschichte:

„Es begab sich aber, daß ein Gebot ausging vom Kaiser Augustus, daß alle Welt geschätzt würde. Da machte sich auch auf Joseph aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land zur Stadt Davids, auf daß er sich schäben ließe mit Maria, seinem vertrauten Weibe, und sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte

ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge...“

Die alte Mär... Ihre schlichten Worte mischten sich mit dem feierlichen Glockenschall vom hohen Dom da draußen. Und auf ihren Schwingen zog in die Weihnachtsstube hinein die Last von seltsamem Hoffen und gläubigem Vertrauen, die das Menschenleben von zwei Jahrtausenden auf die Historie getümt. Diese Mär ward nicht eines einzelnen Volkes Besitz... der Menschheit Eigentum war sie geworden... allen gehörte sie... Auch denen, die sie noch nicht, und denen, die sie nicht mehr glaubten... Denn auf den Schwingen dieser Mär war ein Neues, ein Unerhörtes in die Welt hineingekommen...

Das Ahnen, die Offenbarung, daß über allem Streit, über allem wilden Ringen der Völker und der Einzelnen hinüber es dennoch ein letztes und tiefstes Gemeinsames gibt zwischen den Menschen... daß dennoch, dennoch aller Mütter Kinder — Brüder sind. Hinweg über Krieg und Not... und seit zwei Jahrtausenden in der Welt erklingend die süße Mär von der großen Freude, die allem Volk widerfahren wird. Und der Trost und die Sehnsucht in Millionen und Abermillionen Menschenherzen untrennbar verwoben mit dieser alten, heiligen — dieser guten, neuen Mär. Untrennbar verwoben, wie Gerhards kleines Einzelleben mit dem Bild des ehrwürdigen Christkindleins auf dem Lichterbaum...

Und der Glockenschall und das Kinderlachen und der alten heiligen Mär nachzitternder Glanz, der sie umgab, und entflohener Jugend erschütterndes Erinnern und das Heranwehen fernen Liebesgedenkens und naher Liebesgegenwart milde segnendes Auge... das alles in eins verwoben... Kräftefählende Ruhe... weltumspannende Liebesgewißheit... Friede auf Erden —

Walter Burk / Weihnacht im Alten Schloß.
Ein Stimmungsbild.

In seinem verwilderten Park, etwas abseits von Dorf und Landstraße, steht wie aus einem Märchenbuch geschnitten, das altertümliche Schloß der Herren von G. Die vier trostigen Ecktürme und der seichte Wassergraben, der es umgibt, prahlen von einer Wehrhaftigkeit, die uns Kinder von heute lächeln macht, aber auch in dem Kenner ihrer Entstehungszeit den Eindruck erweckt, als sei es damit nie so recht ernst gemeint gewesen.

Nach dem sein, wie ihm wolle: Der Romantiker sieht noch heute die Mündungen von Wallbüchsen und Felschlangen aus den Schießscharten und Lufen dräuen und schöne Edeldamen, den Jagdfalken auf der zierlichen Faust und gefolgt von schmucken Vagen ein- und ausreiten, er hört das Geplätsch der Meute und den Klara des Hifthorns...

Ein glücklicher Zufall, dem ich, verlockt durch die Romantik des Ortes, ein wenig nachgeholfen hatte, hatte es gewollt, daß ich in dem alten Gemäuer mein Quartier aufschlagen durfte. Gerade zur Weihnachtszeit. Allerdings waren weder Wallbüchsen, noch Edeldamen mehr da, aber um so mehr Matten und Mäuse, welche auf den ausgedehnten Höfen allnächtlich rumortien, als wiederholte eine ritterliche Geisterwelt sämtliche schwarzen Taten ihrer wilden Bezeiten. Auch kein Föra oder Kunz oder sonst ein vielgeliebter hiederer Schrammhanz hütete mehr die Sicherheit des alten Steinhauses — aus dem übrigens auch bei peinlichster Nachforschung nichts von Wert hätte fortgetragen werden können — sondern einzig und allein ein altes Kalkotum der G.ichen Familie, frühere Kammerfrau oder Jomas, Jungfrau Lena Schmutz. Daß die Lena total taub war, schien seitens der Herrschaft in Anbetracht der Unbefehlbarkeit des Besitzes nicht als Mangel an Eignung für diesen Posten empfunden worden zu sein. Jedenfalls war die Alte in jeder anderen Richtung eine treubeforgte und gewissenhafte Hüterin des ihr anvertrauten Gutes und strakte insbesondere ihren wenig ansprechenden Familiennamen in geradezu beschämender Weise über. Denn weikere Betten, Tischtücher und Gardinen, lauberere Böden und Fenster habe ich nirgendwo gesehen.

Daß aber wie andere schlimme Dinge und Umstände, auch die Taubheit ihre guten Seiten haben kann, erwies sich hier als besonders zutreffend: Die Verwalterin hörte so manches nicht, was andere Leute täglich- und nächstlicherweile in so alten Gebäulichkeiten zu vernehmen sich einbilden, und wovon im ganzen Dorfe nicht nur gemunkelt, sondern als von längst feststehenden Tatsachen laut gesprochen wurde. Nur ein einziges Mal hatte sie freimüthlich aufgehört, „Herein!“ gerufen, als im angrenzenden Saale eines Abends unter einem Dröhnen, das das ganze Haus erbeben machte, die mächtige Stuckdecke herabgestürzt war. Die Lena hörte nicht, wie der Nordost seine Donkelttern um die Türme heulte, sie hörte nicht das Gellen und Stöhnen der „Geisterstimmen“ in den hohen Kaminen, es blieb ihr verborgen, daß in Sturmnacht das alte Balkenwerk Leben und Stimme bekam, und sie bemerkte nicht, daß mittnächliche Geipensterhände an den ledernen Türen der Säle und Gewölbe rüttelten und geheimnisvoll auf die verchnürtesten Klaffen drückten. Sie vernahm nicht das geheimnisvolle Schleppenrauschen auf den Wendeltreppen, nicht das keif-graziöse Murren, das in winterlicher Mondnacht traug ein läncst verkümmter Mund einer geisterhaften Klöte entlockte und nicht das schallende Gelächter, das sich manchmal an den Gewölben des Untergeschosses brach. Denn dies alles a b

es, wenn man der börslichen Ueberlieferung glauben wollte. Und doch schien sie eigentümlich mit dem alten Gemäuel verwachsen und mehr davon zu wissen, als andere Leute. Wenn man sie aber um derlei Geheimnisse fragte, verstand sie nicht einmal mehr die ausdrucksvollste Zeichensprache und lief gerne lichernd davon, als hätte man irgend einen Scherz gemacht.

Am besten paßte sie in das Märchenbild, wenn sie mit irgend einer Näharbeit oder dem Gebetbuch an ihrem Turmfensterchen saß, um dessen Wölbung sich sorgsam gepfleger Zimmereisen rankte, und die schwarze Nase sich um ihre Nöcke schmeickelte. Dann erinnerte sie an die alte Ruhme in Dornröschens Schloß, und wenn auch keine wunderholden Prinzessinnen bei ihr vorisprachen, so zwitscherte es dennoch dann und wann von hellen Mädchenstimmen aus ihrem Schwalbennest, wenn sie den Töchtern der börslichen Honoratioren Unterricht im Weiknähen gab. Die mochten die Alte gern, denn sie war heiteren Sinnes geblieben und konnte über irgendein Nichts mitlachen wie der Finastin eine.

Wir waren mit der Zeit gute Freunde geworden, wiewohl man, um sich auch nur einigermaßen verständlich zu machen, furchtbar schreien mußte und Gefahr lief, sich die Stärke dieses Urganastones auch Normalhörenden gegenüber anzugewöhnen. Aber wenn die jungen Mädchen fort waren, hörte ja mein Gebrüll keinen Menschen. So erhob sich denn allabendlich, wenn mir Lena auf blicklanfem Tablett meinen Tee brachte, eine eigentümliche längere Unterhaltung, die von der einen Seite ganz leise und bescheiden, von der anderen unter Aufwand dröhnender Stimmittel geführt wurde.

Da erfuhr ich dann doch allerlei von der Geschichte des Schloßes und der Familie seiner Besitzer, noch mehr aber von dem still-arbeitamen und zufriedenen Leben der alten Frau, die nach vielen Komplimenten mir gegenüber auf ihrem Stühlichen Platz genommen hatte.

Die alte Wanduhr tickte behaglich in die Pausen unserer Zwieisprache, die Scheite knisterten im Ofen, und der Schein der winzigen Petroleumlampe warf wunderliche Schatten des alten Hausrates an die gekalkten Wände.

Die Lena war ein Kind der Gegend und entstammte einer strengen religiösen Bauernfamilie, die einer Gemeinschaft angehörte, welche sich die Wohlthätigkeit zum vornehmsten Geseß gemacht hatte. Da war wohl seit Jahrhunderten ebensowenig ein Armer unbekannt vom Hofe gegangen, wie irgend etwas vorgekommen seit, mochte, was auch nur einigermaßen gegen die gute Sitte verstoßen hätte. Falls aber je einmal doch etwas „passiert“ war, hatte man es verstanden, die rüchigen Schafe in aller Stille wohlhabgefunden nach Amerika verschwinden zu lassen, und ihrer ward mit keiner Silbe mehr erwähnt. Selbst dem Vaterland hatten sie — wiewohl gute Deutsche — in aller Bescheidenheit den Dienst mit der Waffe eingeeangen und hatte sich damit bequigt, sie jeweils ihre Dienste als Sanitäter in Anspruch zu nehmen.

Auch eine „Liebe“ hatte die junge Lena gehabt, aber „er ging ins Wirtshaus und spielte Karte“, und so konnte nichts daraus werden. Sie sagte das mit lächelndem Munde, und ich hatte das Gefühl, daß, wenn man über das traurigste Geischnis seines Lebens so zu lächeln gelernt hat, wohl nichts mehr kommen kann,

dessen man nicht Herr geworden wäre. Ueberhaupt schien es mir oft, als hielte die alte Frau mit ihrer kindlich reinen Seele und stillen Frömmigkeit alle finsternen Gewalten im Bann, welchen hier eine Freistadt verblieben sein mochte . . .

So war es Weihnacht geworden, und der Postbote war zweimal im Schneegestüß am alten Schloß vorbeigestapft, ohne einen Gruß von der Außenwelt für die alte Lena oder mich hereinzutragen. Sie lächelte, und ich — pfiff. Wie immer, wenn ich mißgestimmt war. Ach, ich wußte nicht, woher etwas Freundliches zu erhoffen gewesen wäre, und doch hatte ich es erwartet! —

Einen Christbaum hatte mir die Lena zurecht machen wollen, aber ich hatte es — wem's lebenswürdig — abgelehnt mit der Begründung, daß ich über die Feiertage verreisen würde, was ich doch nie beabsichtigt hatte. Nun sah ich allein in der dunkelnden Stube und schaute dem Feuerchein zu, der vom Ofen aus Luftig über die weißgezeichneten Dielen sprang und dachte mit mir und das, aber wem's Ergößliches. — So lieb mir die Dämmerung ist, wenn freundliche Gedanken ein- und ausgehen, so gespenstlich, ja feindselig bedrohlich werden kann sie mir, wenn seelische Unausgeglichenheit mich beherrscht. Ein fremder, aufreizender Rhythmus schien mir plötzlich durch das Ticken der Uhr zu gehen. Drüben auf dem Bücherbrett regte es sich, als blätterten Geisterhände in den vergilbten Bänden. Mein Mantel, der an der Türe hing, schien mit einem Male spukhaft belebt, und durch die Fenster glotzte irgend etwas herein, in schauriger Ruhe abwartend, was die nächsten Minuten bringen sollten. Die Geister dieses Hauses redeten unsichtbar ihre kalten Hände nach mir . . . Das hielt ich nicht länger aus. Ich sprang auf, riß den Mantel vom Haken und rannte über die hallende Flur und die dunkle Wendeltreppe hinaus ins Freie. Die Gloden künneten zur Weihnachtsandacht, verummtes Bauenwolk haßete im ätlernden Schein trüber Laternen zur Kirche . . .

Eine Stunde später kam ich zurück, aus Park und Wald, verschneit und verzaut vom Wintersturm, aber nicht in besserer Stimmung. Da draußen war es auch nicht besser gewesen: da hatte der wilde Käser sein tolles Volk mit Hundsn und Kleppern durch die ächzenden, schneestiebenden Baumkronen geholt. Da hatte es geschüttelt und geegelt in allen höllischen Tonarten . . .

Die alte Lena brachte Tee und Gebäck und blieb eine Weile abwartend stehen. Aber ich konnte mich heute abend zu keiner Unterhaltung entschließen. Mit einem besorgten Blick trippelte sie hinaus.

Weiß der Himmel, was die Lampe heute abend hatte! Sie blinkte und roch widerlich . . . Ich blies sie unwillig aus, stopfte mir im Dunkeln eine Pfeife und setzte mich großend in die Sofa-

ede. Es packte alles zusammen: die Finsternis, meine Stimmung, das alte Gemäuer und der heulende Schneesturm draußen. Und dunkel und schwer begann es wieder über mich herzukriechen, mit einer Wucht, die mir schier untragbar schien, und mir den Atem benahm. Nichts Ueberfinnliches war es diesmal, das da aus den schweigenden Ecken und Winkeln drohte, aber tausendmal feindseliger und erdrückender stand plötzlich vor mir das eigene Leben: Beraugtheit, Gegenwart und Zukunft. „Was schwimmst du noch gegen den Strom? Hast du noch nicht genug gekämpft, hast du nicht wie ein blödes Kind gebetet und gebettelt, jahrelang, jahrahn, und bist erst recht wieder elender geworden? Konnte nicht die brüchige Stuckdecke herunterkrachen zu einem anständigen Ende? Konnte nicht . . .“

Da — ein Klagen schwang sich durch das alte Schloß, schwach und zaghaft zwar, und doch von seltsamer Reinheit und friedlich-festlichem Glanz! War's eine Menschenstimme? War's irgend ein fremdlicher Weihnachtsruf? Hörte ich recht, oder hatte mich Finsternis und Einsamkeit behext?

Es war keine Neugierde, die mich leise aufstehen ließ. Es schob mich wie mit unsichtbaren Händen hinaus zu meiner Stube und wies mir den Weg zu dem hell erleuchteten Spalt an Junger Lenas Türe. Ohne zu wollen, näherte sich das Auge. Ka, da war's: das Stübchen, so heimlich und friedlich wie sonst, aber seltsam erhellet von einem bescheidenen und doch festlichen Schein. Der Tisch an den Dien gerückt, und ein winziger Christbaum mit wenigen brennenden Kerzen darauf. Dahinter aber sah die taube Lena und Jana glänzenden Auges mit ihrem dünnen Greisfingerringlein fest und freudig:

O du fröhliche, o du selige
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt lac in Banden,
Christ ist erstanden!
Freue dich, ja freue dich, o Christenheit!

Und das „Freue dich“ klang, als hätte es ein jung-junges Engellein gesungen und nicht ein armes Weiblein, das keinen Pant der eigenen Kehle vernahm . . .

Da bin ich mit leisen Sohlen hinübergeschlichen in mein Stübchen und habe mich wieder aufs Sofa geworfen und mich — geschämt. Geschämt, daß ich es nicht fertig gebracht hatte, aus eigener Kraft Freude in meine undüftere Seele zu tragen, und daß die alte Lena in ihrer Einsamkeit es mir erst hatte zeigen müssen, daß die heilige Weihnacht Erdenbuntel und Einsamkeit in heller Festesglanz zu wandeln vermag, wenn immer man den frommen Willen aufbringt, mit kindlichen Händen die vergessenen Kerzen in seiner Seele zu entzünden.

Gustav Serauer / Alte Weihnachten auf dem Lande. (Vor 55 Jahren)

Dieser Tage kam mir ein illustriertes Blatt zu Gesicht, das in einer Bilderfolge „Weihnachten einst und jetzt“ zur Anschauung brachte. Das lenkte unwillkürlich mein Denken um 50 und noch einige Jahre zurück und ließ in mir Jugendbilder aufsteigen, die zu unserem heutigen Weihnachtsfest und all dem, was drum und dran, einen bemerkenswerten Gegensatz bilden und den Wandel in Sitte und Brauch, nicht zuletzt auch der wirtschaftlichen Verhältnisse, recht deutlich ins Licht setzen. Dabei sei vorweg gesagt, daß ich nicht zu denen gerechnet sein möchte, die alles im Goldschimmer der Erinnerung liegende ohne Wahl als das ungleich Bessere und Schönere preisen. Ich glaube im Gegenteil sogar feststellen zu können, daß die Landjugend von heute Weihnachten tiefer und innerlicher erlebt, als dies vor etwa 55 Jahren mir und meinen dörflichen Altersgenossen beschieden war. In der Stadt freilich scheint mir heute die ungemessene Fülle der Eindriide erdrückend und verflachend zu wirken: Schulfeiern, Kirchenfeiern, Vereinsfeiern und — schier hätten wir sie vergessen — auch Familienfeiern, sie bieten nicht selten viel mehr, als dem geistigen wie leiblichen Magen des Kindes zuträglich ist, zumal wenn eine Ueberfülle von Geschenken eine innige Herzensfreude nicht aufkommen läßt. Dieses Bild aus der Umwelt der modernen Stadt steht nun freilich in starkem Gegensatz zu den Erinnerungsbildern meiner Jugend, die einen Ausschnitt geben aus dem Leben einer Landgemeinde am Kaiserstuhl mit damals ausschließlich bäuerlicher Bevölkerung.

Für die Bauersleute, gar für die Rebbauern, waren jene Jahre nach dem 7er Krieg, da in den Städten sich die Gründer- und Schwindelorgien austobten, nichts weniger als goldene, verkaufte doch beispielsweise mein Vater anno 1875 einen guten Mittelwein zu 18 Mark die Ohm. Daß unter solchen Umständen auf dem Dorfe Bargeld ein rarer Artikel war, ist begreiflich, und ebenso, daß die Weihnachtsgeschenke bescheiden ausfielen. Man glaube aber ja nicht, daß dies unsere Weihnachtsgeschenke gemindert hätte. Es lockte kein reich ausgestattetes Schaufenster unsere Begehrlichkeit, wir wußten von nichts anderem und waren voll auf zufrieden. Von den Eltern erhielten die Kinder, auch in wohlhabenderen Familien, meist Geschenke praktischer Art: Pelzkappen, Schuhe, Halsstücker, Schürzen und dergl. Die meist sehr einfachen Spielsachen ließ man sich in der Hauptsache von den Tauspaten (vom „Götti“ und von der „Götti“) schenken, die zu diesem Zwecke am Nachmittag des Weihnachtstages von den Patentkindern besucht wurden. Uns Kindern kam es zustatten, daß nach altem

Herkommen jedes seine sechs Paten hatte, drei männlichen und drei weiblichen Geschlechts. Das verbürgte eine einigermaßen ausgiebige Ernte! Und so sah man denn am Weihnachtstag auf der Dorfstraße einen auffallenden Verkehr von Kindern, in der Hand die buntpaumwollenen „Säckel“, die nun bei den Paten eine mehr oder minder wertvolle Füllung erfuhr: neben den einfachen Spielsachen Nüsse, gedörrte Zwetschgen, Duzeln und Schmirer und die vom Bäcker müch hergestellten „Mannen“ (in unserer Gegend „Dambedel“ genannt. Die Schriftl.) mit zwei schwarzen Köpfen im Kopf.

Nun hab' ich mich aber von den guten Sachen verleiten lassen, den Geschehnissen etwas vorzugreifen. Mit der Andreasnacht (30. November) war man in eine Zeit der Geheimnisse eingetreten, in der ein empfängliches Ohr das Rausen und Rauschen uralten Volkstums wohl vernehmen konnte. Haus für Haus schauerte da allabendlich, Samstag und Sonntag ausgenommen, das Spinnrad. Burischen und Mädchen, gelegentlich auch ältere Leute, fanden sich in irgend einer Stube zusammen; man ging „Nacht“. (Im Unterland heißt es dafür „Vorjitz“.) Und da wurden dann, während die Spinnräder gemütlich schnurrten, die alten Volkswesen gesungen oder vom „Großvater“ oder dem Großvater allerhand Mären und Sagen erzählt, etwa von verwunschenen Jungfrauen, Schlößern und Schänen, vom „Christoffeln“ und dem unheimlichen Pakt mit dem Bösen, so daß den lauschenden Spinnerrinnen eine Gänsehaut nach der andern über den Rücken zog. Gelegentlich versuchten auch in der Andreasnacht mannbare Jungfrauen durch Bleigießen etwas über ihren Zukünftigen zu erfahren. Es kam dann der Nikolaustag, der aber bei uns Evangelischen keine besondere Rolle spielte, da der Heilige in seiner bescheidenen Vermummung gewöhnlich nur die Häuser der Katholiken besuchte. Viele von den Bürgen des „Santiklaus“ sind auf das Christkind übertragen worden, so daß z. B. das Gabensäckchen sein Ziel und — nicht zu vergessen — seine Rute, die für uns Kinder erklärlicherweise „im Mittelpunkt des Interesses“ stand. In der „Durchspinn-Nacht“ vom 20. auf den 21. Dezember spinnen fleißig und an altem Brauch hängende Spinnerinnen die ganze Nacht hindurch, damit nicht das „Fronstattenweible“ kommt und den bereits gesponnenen Garnbündel verwirre. Von bedeutenden Zurichtungen auf das Fest war im allgemeinen nicht viel zu bemerken. Die wenigen bescheidenen Geschenke waren meist schon auf der Freiburger Martinmesse erworben worden; denn Warenhäuser bestanden damals noch nicht. Gelegentlich griff man

eine Stimmung
 draußen. Und
 zuzufrieden, mit
 mir den Stern
 das da aus dem
 usendmal feind
 s eigene Leben
 schwimmt du
 kämpft, hast du
 jahrelang, Jahr
 worden? Konnte
 einem quädiem

 Schloß, schwach
 it und friedlich
 ar's irgend ein
 oder hatte mich

 stehen ließ. Es
 u meiner Stufe
 Spalt an Jung
 s Auge. Na, da
 wie ionit, aber
 stlichen Schein
 Christbaum mit
 er sah die laube
 nen Greifinnen

 eit!
 ung-junges Eng
 feinen Pant der

 in mein Stüb
 und mich — ge
 hatte, aus eine
 tragen, und daß
 zeichen mühen
 mkeit in hellem
 man den from
 die vergehenen

 Lande.

 männlichen und
 e einigermaßen
 eihnachtstag auf
 Kindern, in der
 den Vätern eine
 neben den ein
 eln und Schme
 en" (in unserer
 zwei schwarzen

 verfeiten laßen
 r Andreasnacht
 iße eingetreten,
 laischen uralten
 Haus schnurte
 nen, das Spinn
 tere Leute, sam
 hina „A' Gledit".
 a wurden dann,
 ie alten Volks
 Großvater aller
 anschenen Jung
 " und dem un
 ehenden Spinn
 en Rücken zog
 nambare Jung
 stigen zu erfah
 uns Evangelis
 ne in seiner be
 der Katholiken
 " sind auf das
 s Gabensäckchen
 te, die für uns
 nteresses" stand.
 Dezember spaz
 vimmerinnen die
 weible" komme
 re. Von beid
 einen nicht viel
 fe waren meiß
 t worden; denn
 ntlich griff mein



Anbetung der hl. drei Könige.
 Von Martin Schongauer (geb. 1450 zu Colmar, gest. 1491 zu Breisach)

Vater selbst zu Säge und Hobel, um mir oder den Geschwistern etwas Süßes zuweilen zu basteln. So hat er mich einmal mit einem famosen Rutscherschlitten überrascht, einmal sogar mit einem Wiegengaul, der schon lange nicht nachfahren konnte, daß er durch allzu große Naturfreude die kindliche Phantasie erlöste. In der Stadt würde man ihn wohl heute als expressionistisches Kunsterzeugnis ansehen. Als ich dann nach 1870 von einem Onkel, der den Feldzug mitgemacht hatte, eine Kinderflinte bekam, bei der Erbsen und Bohnen als Geschosse dienten, dünkte ich mich König und erreichte nicht wenig den Reiz der Nachbarskinder.

Von der Herstellung süßen Kleinbäckwerks wußte man zu jener Zeit in Bauernfamilien gewöhnlichen Schlags nichts; bei Pfarrern, Lehrern und einigen sog. Herrenbauern mag es ja wohl auch anders gewesen sein. In den meisten Bauernhäusern aber hat die Bäuerin auf das Fest vorzügliche „Schneeweden“ (Hübelbrot), zuweilen auch einen Gugelhupf oder einen dicken Kuchen, der merkwürdigerweise den Namen „Speckkuchen“ führte. Es hatte für mich immer einen besonderen Reiz, wenn mich die Großmutter in die dörfliche Bierbrauerei schickte, um ihr in einem Glas für einen Kreuzer Bierbese zum festlichen Gugelhupf zu holen. Daß ich so besonders willig diesen Gang tat, hatte seinen guten Grund. Gewöhnlich bekam ich da, neben dem Brausefäß sitzend, so etwas wie einen Hustenanfall, auf den dann, wie erwartet, der gutmütige Braubursche sofort mit der Frage reagierte: „Dach d'r Buechte, Biebli? Kumm, trink e Gläskl warm Bier!“ Es war damit der unangenehme Geruch nach dem Bier, in der Folge hat sich dieser Vorgang noch öfters so abspielt, und das hat, wie billig, dem Burschen ein dauernd gutes Andenken bei mir gesichert.

Nun hätte ich aber einen Glanzpunkt am vorweihnächtlichen Kinderhimmel schier vermissen: das Schlachtfest, das meist so 8 bis 14 Tage vor Weihnachten abgehalten wurde und sich für uns Kinder besonders bei den Großeltern genussreich gestaltete. Der Großvater ließ es sich nicht nehmen, bei diesem Anlaß seine gesamte Nachkommenschaft einzuladen, und es gab dann immer eine Gugelfuhr ohne Gleichen, wenn die etwa 20 Köpfe zählende Schar seiner Enkel und Enkelinnen angerückt kam. Da dem Großvater, um mit dem seligen Johann Peter Hebel zu reden, der Wein nicht überzwerch im Faß lag, so entwickelte sich auch bei den Ermahnungen die entsprechende Stimmung. Noch mehr als auf die leibliche Nahrung war ich erpicht auf das Austragen der „Mehgel“ an Nachbarn und Verwandte. Da setzte es Trinkaelder ab, von uns Trägerlohn genannt, die als Einnahmeposten schon Monate vorher in das kindliche Budget eingestellt wurden. Einmal gab es dabei ein tragikomisches Erlebnis. Der althergebrachte ländliche Anstandskodex verlangte, daß man nicht so ohne weiteres den dargereichten Großchen oder Sechser einsteckte, sondern sich zuvor etwas sträubte und zierte. Nun brachte ich einst einer aus der Stadt stammenden Dame ebenfalls die üblichen Würste. Die Sache schien sich nach Wunsch zu gestalten; ein nagelneuer Silberzwanziger — das erste damals neu geprägte Reichsgeld — glitzerte in ihren Fingern. Nun bescheidene Ablehnung meinerseits und — o weh! — sofortiges Wiedereinstecken des lockenden Obolus durch die Dame. Na, sein, daß sie mit den ländlichen Gewohnheiten noch nicht so recht vertraut, vielleicht auch überhaupt nicht in „Gehobenen“ behelmatet war. Wer will mir's verdenken, daß auf dem Heimweg Tränen des Unmuts meine Wangen neckten und ich den ganzen häuerlichen Knigge zum Ausdruck wünschte?

Ein Weihnachtsbaum war in den gewöhnlichen Bauernhäusern nicht üblich. Es mag dies zum Teil daher gekommen sein, daß die Kaiserföhnen keine Tannenwälder besitzt und es den Leuten zu umständlich erschienen wäre, eines Christbaumdens wegen extra in die Stadt zu reisen. Zudem ist es auf dem Lande seit alters so, daß niemand einen alten Brauch aufgeben, aber auch keinen neuen einführen will, um nur ja nicht aufzufallen und dadurch gegen des Dorfes öffentliche Meinung zu verstoßen. Ich muß nun leider bekennen, daß wir Kinder dem Weihnachtsabend meist mit gemischten Gefühlen entgegensehen haben, gemischt aus freudiger Erwartung und einem heimlichen Bangen, bald dieses, bald jenes vorherrschend. Vom Vorjahre her wußten wir, daß mit anbrechender Dunkelheit das Christkindle erscheint, tiefverschleiert, in schneeweißer Gewandung, mit einem Säckchen voll Nüsse, Schokolade, Hübeln und gedörrter Zwetschgen, aber — nicht zu vergessen — auch mit einer handfesten Rute. Und die moralische Gueraalabrechnung, die das Christkind mit seinem Besuch verbindet, entsprach in den wenigsten Fällen dem Geschmack der Buben und Mädchen. Da war es denn nicht zu verwundern, daß am Abend des 24. Dezember die Blicke von uns Kindern mit einer gewissen ängstlichen Spannung an der Stubentür hingen, gar, wenn im Hausgange des Christkindleins Meittier, der unheimliche „Bidefel“ erschrecklich polterte und mit Ketten rasselte. Zu Gesicht habe ich ihn zwar nie bekommen, diesen mysteriösen „Bidefel“, dessen Nam' und Art mir bis zur Stunde dunkel geblieben ist. Auf ihn, so sagte man uns, würden die bösen Kinder geschickt und auf Nimmerwiederssehen mitgenommen in den Wald. Und so tat sich denn, derweil im Hausgange der Bidefel rasselte, die Stubentür auf und vor uns stand, verschleiert und in Weiß

gekleidet, das Christkindle, in Gang und Gestalt an unsere Magd erinnernd. Gar artig sagten wir ihm unsere Gebetelein auf; dann aber folgten Fragen wenig angenehmer Art: „Willst du nimmer —? Willst du nimmer —?“ So ging es mit unheimlicher Füsteltimme weiter, bis das Sündenregister erschöpft war. Mit ehrlichem Handschlag wurde Besserung gelobt, die denn auch einige Tage anhielt, bis der alte Adam wieder zum Durchbruch kam. Bevor dann das Christkindle wieder von uns schied, freute es uns Nüsse, Hübeln und gedörrte Zwetschgen auf den Boden. Unerkennbar war mir nur, daß es mir beim Auflesen der Sachen jeweils mit der Rute etwas auf die Finger klopfte, ein merkwürdiger, sich auch anderwärts findender Brauch, über dessen Bedeutung sich Volkskundler die Köpfe zerbrechen mögen.

War dann das Christkindle gegangen — der Bidefel hatte zum Abschied im Hausgange noch gewaltig gerasselt — und hatte der Vater den Abendsegen gebetet, so mußten wir Kinder ins Bett. Vorher aber stellte jedes von uns Geschwistern seinen Teller auf den Tisch; denn in der Nacht, so hieß es, komme das Christkindle noch einmal, um zu „steuern“ (bescheren). Das galt mir bis etwa zum 9. Jahre als unumstößliche Tatsache, und mit Späheraugen wachte ich jeweils bis zum Einschlafen darüber, daß ja ein Fensterschloß offen bleibe. So geschah denn, während wir schliefen, unsere Bescherung bei den Eltern und bei den auch im Hause wohnenden Großeltern. War das dann ein Hübel in der Frühe des Christtages! Raum nahmen wir uns Zeit, auch nur in die allernützlichsten Kleider zu schlüpfen. Auf den Tellern lagen neben Nüssen und Nüssen einige Herrlichkeiten, die sonst im Jahre nicht zu haben waren, z. B. mürbebackene „Mannen“ und andere seltsam gestaltete Backwaren, vielleicht auch kleinere Spielzeuge, wie Nüßlein, Puppen, eine Mundharmonika und dergl. Einmal, es war wohl Weihnachten 1871 oder 1872, machte mir ein patriotisches Taschentuch ein besonderes Vergnügen. In seiner Mitte standen die Verse der Nacht am Rhein und in den Ecken konnte man die Porträts von Kaiser, Kronprinz, Bismarck und Moltke bewundern, ein Stück, um das mich meine Kameraden nicht wenig beneideten.

Die Zeit von Weihnachten bis Neujahr heißt im alemannischen Volksmund heute noch „zwischen den Jahren“, wird also gleichsam keinem der sich begegnenden Jahre zugerechnet. Daß der Volkskalendar dieser Zeit eine besondere Bedeutung beilegt, geht schon daraus hervor, daß zwischen den Jahren selbst heute noch Unternehmungen von Wichtigkeit möglichst vermieden werden, so etwa eine Verlobung oder Hochzeit, selbst das sonst im Winter übliche Schweineschlachten. Offenbar spukt hier noch ein Stück altgermanisches Heidentum, wurde doch schon seit alters mit einer gewissen Scheu von den zwölf Nächten gesprochen (26. Dezember bis 6. Januar), in denen die Unholden ihr Wesen treiben. Immerhin spielte sich in diesen Tagen im Hauswesen ein gar nicht so unwichtiges Ereignis ab, ich meine den vielfachen Stellenwechsel der Knechte und Mägde am 27. Dezember, dem „Bündelestag“. Noch höre ich im benachbarten Wirtschaft die abziehenden Knechte in weintroher Stimmung singen: „Heut ist der Bündelestag, morgen mein Ziel, da schickt mich der Meister fort, gibt mir nit viel.“

Nun aber sei mein Erinnerung hinauf zu jenen stillgemütlichen Silvesterabenden meiner Kindheit, die als Abschluß der weihnächtlichen Zeit das Bild aufs schönste umrahmen. Vom heutigen städtischen Silvester mit seinem Gelärm und Trubel kann man dies freilich keineswegs behaupten. Auf Neujahr strengten sich die Bäcker bei uns jeweils ganz besonders an, und sie haben es wirklich verdient, daß ich hier ihr Lob verkünde. Neben den auch anderwärts üblichen großen Brezeln lieferten sie zu dieser Zeit die außerordentlich delikaten „Neujahrsweden“, halbmondförmig gestaltet und so mürb, daß man sie mit Sorgfalt anfassen mußte. Das hatte seinen Grund. Wie oft bin ich nicht als Bub dabei gestanden, wenn der „Bed“ schwere Butterballen in den Teig knetete (Margarine gab's damals noch nicht), denn die Neujahrsweden waren die Reklame seines Gewerbes und galten den Bauern als Gradmesser seiner Leistungsfähigkeit. Mit sauern oder zähen Neujahrsweden konnte er seine ganze Kundschaft vor den Kopf stoßen. Einer alten Sitte folgend, verbrachten die ledigen Burschen die Neujahrnacht weniger in den Wirtschaften, als in den Bäckerhäusern, wo mit Ausdauer bis zum Hahnenschrei um Brezeln und Neujahrsweden gewürfelt und gespielt wurde.

Zum Schluß sei noch eines alten Neujahrstrauchs gedacht, von dem ich freilich nicht versichert bin, ob er nicht auch dem Wandel der Zeit zum Opfer gefallen ist. Es wäre schad' drum. Ich meine nämlich die vor fünfzig Jahren noch allgemein betätigte Sitte, daß am Neujahrstag junge Eheleute ihren Eltern oder Schwiegereltern zugleich mit dem Wunsch eine große Neujahrsbrezel überbrachten, weshalb denn auch am Nachmittag des Neujahrstages die Dorfstraße stark mit brezeltragenden jungen Ehepaaren belebt war. Namentlich unterließen die Schwieger-söhne diese Aufmerksamkeit nicht gegenüber den Schwiegermüttern. Die Sache war nicht ohne, zumal es bei jungen Eheleuten nicht selten Fälle geben soll, wo schwiegermütterliche Hülse und Hülfe sehr willkommen ist.

Fris Droop / Jakoble.

Eine Weihnachtsgeschichte für kleine und große Leute.

Die Tannen waren wieder von den Bergen in die Täler gestiegen, in die Städte hinunter, um Zeugnis des Festes zu sein, das die Menschen im Zeichen der Liebe feiern. Die Mildtätigkeit schritt wieder mit sorgenden Blicken durch Straßen und Gassen; harte Herzen wurden weich beim Anblick der Not, und manche Träne wurde gestillt.

Bis zu der kleinen Hütte der Witwe Heim aber reichte der Arm der Liebe nicht. Es gab ihrer zu viele, die nach Hilfe riefen. So klopfte denn die Sorge täglich an die Tür des kleinen Häuschens am Berge, und es half der fränkischen Frau nichts, daß sie bis spät in die Nacht hinein Besen band; der Erlös war zu gering und ihre Kräfte ließen schließlich nach.

Ein herzerweichender Anblick war es, wenn die kranke Frau im Winkel des kleinen kalten Zimmers kauerte, wo sie in den alten Kliden kramte oder die weißen Kartoffeln schälte, die Lisa und Karl aus der Stadt mitbrachten. Weinend hockten die Kleinen an ihrer Seite und rieben sich die roten Händchen an dem dünnen Kleide der Mutter.

Nur Jakoble rührte sich nicht. Wie ein Bild von Stein sah er auf der Bank, ohne Wunsch und Klage; und neben ihm der schwarze Buschi, ein kleiner magerer Hund.

Jakoble war ein armer Krüppel. Zwischen spitzen Schultern sah der dicke Kopf mit dem altflugen fahlen Gesicht. Auf der blassen Stirn lagen die dunklen Schatten des Leidens. Die großen schwarzen Augen schauten ernst und traurig drein. Sie hatten so gar nichts von dem mädchenfrischen Glanz der Kinderjahre.

Niemals kam ein häßliches Wort oder eine Klage über Jakobles Lippen. Nur einen Wunsch hatte er: einmal möchte er mit in die Stadt, nur einmal die großen Schaufenster sehen mit den bunten Bleisoldaten und Segelschiffen, mit den Puffkugeln und Märchenbüchern, und Kesseln und Rüssen von Silber und Gold. Lisa und Karl hatten ihm alles erzählt. . . . Nur einmal möchte er mit.

„Wenn das Schneegestöber vorüber ist — wenn die Sonne scheint.“ hatte die Mutter gesagt. Und Jakoble war es zufrieden. Tag für Tag hockte die kleine ärmliche Gestalt auf dem kleinen Bänkchen neben dem kalten Ofen. Und Buschi neben ihm. Wenn die Mutter draußen im Walde war und Lisa und Karl die Reiserbesen in den Straßen der Stadt feilschten, wick Buschi nicht von seiner Seite. Und Jakoble schlana sein mageres Aermchen um das atternde Tier, wenn der Wind im Kamin seine schaurigen Pieder sana. Dann war es ihm, als hörte er die Stimmen der Engel in der heiligen Nacht.

Und dann blickten die beiden unverwandt nach der Tür, bis die Mutter wiederkam und ihren Knauer stülte. Sie teilten die kargen Pfaffen miteinander, und Buschi stand sich auf dabei. „Christlich gelebt!“ dachte Jakoble. Er hatte das einmal von anderen Kindern gehört.

Karl Robo / Quintus Federleins Weihnachten.

Es ist ein begreiflicher, aber darum nicht geringerer Irrtum, zu glauben, Herr Quintus Federlein, Kanaleinpraktikant beim Handelsministerium, sei von jeher eine nach Aktienraub muskelnde, ariensarämia, allerdings untadelhaft laufende menschliche Büro-Arbeitsmaschine gewesen, als welche er seinen Kollegen und Freunden und zu seinem Glück auch seinen Vorgesetzten erscheinen mußte. Quintus Federlein geht wohl seit unbestimmten Jahren mit diskret betonter Widrigkeit wie ein Automat über den Schloßplatz eines verwehten Residenzherrlichkeit in seine Schreibstube, wechselt dort umständlich seinen Straßenrock mit einer blauen, an den Ellenbogen weißlichen Pilewa aus Militärzeiten, streift die Manschetten ab und stülpt sie mit einer bewundernswerten Kunst deroestalt ineinander, daß die einstmalig auf einer Christbaumverlosung gewonnenen Avataknöpfe sich nicht schwarz scheuern. All das durchaus zugegeben. Auch, daß der Kanaleinpraktikant vor Beginn seiner Arbeit die Schreibstube, die er am Vorabend peinlichst zu ordnen nicht erlangt hatte, nochmals langsam nach einem unerforschlichen Gesetz in eine anscheinend gottgewollte Reihenfolge bringt, da sie die Pukiran seit Jahren um einiac Millimeter zu verrücken pflegt. Endlich wundert sich niemand, der das gerechteste Leben eines braven Beamten kennt, daß Herr Federlein die Aktienfront mit einer milden So-an-sagen-Lätigkeit beginnt. Sie besteht in der Lektüre der amtlichen Zeituna. Snötter verwenden das Amtshlatt in hartnäckigen Fällen als Schlafmittel. Doch ist das wohl ein bißchen übertrieben. Als Laien verkennen sie den Wert der amtlichen Bekanntmachungen, die eben doch Gelegenheit geben, im Vordermannsverzeichnis zuweilen hoffnungsloselae Kreuze erfreulichen Ablebens, zuweilen, merkwürdig ahnungsvoll beklemmend, Zurufbesetzungen einzuzichnen. Ehedem in den guten alten Zeiten gab es auch die Ordensauszeichnungen zu vermerken; doch ist es nichts mehr damit, wennaleich gewisse Rückfälle im arch-herzoglich badischen Freistaat für die Zukunft nicht „ausz von der Hand zu weisen sein dürften“, wie Herr Quintus Federlein beim Besahnd am Stammtisch in Dubis Weinstube geheimnishaft und nicht ohne Würdigkeit für solche Ausichten zu ankern pflegte.

Für den hoffnungslosen Junaesellen laa kein triftiger Grund vor, am heutigen 24. Dezember eine Ausnahme in seiner ehernen

Eines Morgens klatschte er in die Hände: „Die Sonne scheint, die Sonne scheint!“

Der große Tag war gekommen.

Lisa und Karl saßten die dünnen Aermchen des Kleinen und schleppten ihn den Hohlweg hinab. Puschli lief hinterdrein.

Bald standen sie vor dem ersten großen Schaufenster inmitten einer lustigen Schar von Knaben und Mädchen. War das ein Zuscheln hin und her! Hier stritt man sich um den schwarzen Puffkugler, dort um den grauen Elefanten, der mit den Ohren wackeln konnte. Ein jeder aber hatte seinen Wunsch, und wer ihn nicht laut äußerte, der trug ihn heimlich in der kleinen Brust.

Nur Jakoble nicht. Er fühlte, daß das Wünschen für ihn zwecklos sei. . . . Und doch standen sie eine ganze Stunde lang vor all den Herrlichkeiten. . . .

Keine weiße Kugel wirbelten durch die Luft. „Wir müssen gehen!“ mahnte Lisa. Und Jakoble murkte nicht.

Eine graue Wolfenmauer hatte sich vor die Sonne geschoben. Der Schnee fiel dicht, und im Hohlweg pfliff ein scharfer Wind.

Mühsam krochen die Kinder den Berg hinan. Oft mußten sie Jakoble niedersehen, um neue Kraft zu sammeln. Er ließ alles mit sich gehen. Wenn auch sein kleiner Körper vor Kälte bebte, kam doch kein Wort der Klage über seine Lippen.

Zu Hause sah die Mutter gleich die Kiebertüte auf des Kindes Wangen. Sie machte sein ärmliches Lager zurecht und durchsuchte alle Winkel nach wärmenden Lumpen, um Jakoble recht warm zu betten. Eine sonderbare Angst befiel sie. . . . „Wenn er sterben würde. . .“

Und Jakoble starb. Als die Mutter die kleine Hand ergriff, um von ihrem armen Kinde für immer Abschied zu nehmen, öffnete es noch einmal die weißen Lippen. Die Mutter verstand nicht, was ihr Junge sagte. Nur ein Wort glaubte sie gehört zu haben: „Puschli“. Der aber schlief schon aus dem Zimmer. Sein einziger Freund war ja tot. Wer würde jetzt das Brot mit ihm teilen. . . ?

Vom Kirchturm des nahen Städtchens klangen die Glocken. Der Weihnachtsgengel flog über die Lande, und die Stadt widerhallte von Kinderlust und Kinderlana.

Droben in der Hütte sah die trauernde Mutter mit ihren Kindern. Ein schwaches Gollseher fröherte im Herd. Und hinter der Tür stand ein Satz aus dünnem Tannenzweig.

„Blödsinnig hob Lisa den Kopf: „Nü jest Weihnachten, Mutter?“ Die nickte nur stumm.

Da veranb die Kleine ihr Köpfchen in den Schoß der Mutter und weinte laut. Draußen heulte der Wind und stimmte mit ein in die Klage des armen Kindes.

Von der Stadt herauf aber drana der laute Jubel der Fröhlichen.

Stundeneinteilung zu machen. Für die Kollegen, die dann und wann in diesen Tagen eine Stunde unter stummer, ledialich wohlwollend lächelnder Duldung des Bürodirektors zu verschwinden sich nicht scheuten, um freudig erregt, beladen mit Papeten, die sie einstweilen im Schreibtisch verbargen, zur lässigen und doch andererseits wieder seltsam beschwinaten Arbeit zurückzukehren, hatte Herr Federlein nur eine interesselose Nachsicht, die genauer hinsiehenden Amtsaesenen indessen nicht ohne heimliche Bitterkeit sahen. Nicht einmal das Schankeloferd, das ein glückstrahlender Vater höchst eidenhändig in die feierliche Kanzlei geichleppt hatte und als alter Dragoner mutwillig und ansaelassen vorritt, ließ ihn in das fröhliche Lachen einstimmen, in das einschlieflich des Herrn Bürodirektors alle Herren ausbrachen. Federlein zog sich fopfschüttelnd in seinen von Vulten und Tischen abildeten Sonnerraum zurück und las den Amtsverfündiger weiter. Da plötzlich wie in einem gelinden Schlafanfall ließ er das Zeitungsblatt zu Boden fallen und schlief auf lauae Minuten die Augen. Mit einem ungewohnt leidenschaftlichen Entschluß sprang Federlein auf, aing mit bebenden Knien zum Vorstand und erbat sich für eine Beerdigungsanstellung sofortigen Urlaub. Er wurde natürlich dem Miterbeamten unter konventionellen Beileidsworten gegeben, noch ehe er ausgeredet hatte.

Im Rollen des Eisenbahnwagens, der von der Landeshauptstadt nach dem Breisauer Oberland raste, stritten die zwanahast sich formenden, irrsinnig gleichbleibenden Melodieakte der Schienenstöße mit den ausgewählten Gedanken des aus seinem Gleichmaß jäh aufschreckten, sonst so behaolichen Schreibermannes. Auf den Tag schloß sich in einem erschreckenden Zufall der Schicksalsring seines über ein Menschenalter zurückliegenden einzigen Liebeserlebnisses. Die Gedanken darüber schienen ihm langsam im Aktienraub ersticht, da waren sie mit der Wucht einmaligen harten Erlebens zurückgekehrt, als er in der Amtszeituna die Todesanzeige von Ursula Birain, Oberschwester im Kinderheim zu Hochberg im Breisgau, gelesen hatte. Mit einem schmerzvollstättigen Ruck war die Seele des in Einsamkeit und blutloser Selbstgerechtigkeit verknücherten Beamten aufgeschrien,

und die Tage der Jugend erblühten in bitter-süßer Erinnerung. Wenige Tage vor Weihnachten war es f. Bt. gewesen, daß er in die trübs- und fangesfröhliche, von Schwarzwaldbergen umrahmte Alemannenstadt der ehemaligen Markgrafen von Hochberg zum Kameralamt versetzt worden war. In Urlaub durfte er, kaum angekommen, nicht wohl fahren, Bekanntschaften hatte er in der kurzen Zeit noch nicht geschlossen, denn auch der Kanzleidiener war nach Hause zu seiner Familie gegangen und hatte den Ofen nicht nachgeschürt. Mürrisch verließ der verlassen Praktikant mit hochgeschlagenem Mantelkragen das unwirtliche Amtszimmer und machte ziellos einen Rundgang durch das torbewehrte alte Städtchen. Bald blühten in der frostklaren Luft in allen Ecken und Enden hinter Vorhängen Weihnachtslichter auf, und da und dort vernahm man leise oder zitternde Kinderstimmen „O du fröhliche, o du selige, anadenbrinaende Weihnachtszeit“ singen. Als nur noch wenige eilige, hörbar freudig erregte, den Schnee vor der Türe wegstampfende Spaziergänger zu sehen waren und schließlich die Straße sich änzlich leerte, schlüpfte Quintus Federlein in den „Salmen“, in welchem er zusammen mit der ehrenwerten Hochberger Dorellitergesellschaft seine Mahlzeiten einnahm. Heute traf er allerdings keinen der lustigen Beschaenen aller Beamtengattungen an, die mit ihren rührend bescheidenen, aber beachtlich lauten Geistesleistungen sonst das Nebenzimmer des „Salmen“ in Lachen warfen. Nicht einmal Frau Moosveraer, die immer geivrächtige und zum Scherzen bereite Salmenwirtin, stand heute hinter dem Holzverschlag mit seinen Wurstketten, Käsekloden, Klaiden und Gläsern aller Gemäke. Dagegen löste sich aus der schwach beleuchteten Tiefe der Schenke ein blondes, kraushaariges, junaes Mädchen los und fragte in dem singenden Tonfall ihrer Oberländer Heimat nach dem Beachren des Gastes. „Das Essen und ein Viertel Bickensohler“ war die Antwort. „Wohl bekomms, der Bi ich us meiner Heimat, dem Kaiserstuehl“, sagte das Mädchen, indem sie gewandt das Bestek ordnete und den offensichtlichen Stammgast nach der Nummer seines Serviettentrages fragte. Darüber waren die beiden einzigen Gäste der großen behaglichen Weinwirtschaft in munterem Gespräch gekommen. Die am Weihnachtsbescherungabend betrübliche Einsamkeit der beiden jungen Leute suchte aus innerem Drang nach einer gemüthlichen Entspannung und Gemeinschaft und loderte in natürlicher Freiheit die Zungen. Der schmurgerade Lebensgang des Kanzleipraktikanten war in zwei Sätzen erzählt. Dagegen stockten zuweilen die Mitteilungen der Ursula Birgoin fühlbar; aus nichtigen Gründen eilte sie häufig zum Büfett und kam dann mit unilorten Auen und fliegenden Lippen zurück an den Tisch, auf den sie ihr Weinglas und einen Teller Sprinowale gestellt hatte. Die Stimmung in dem nur über dem einen Tisch beleuchteten Wirtszimmer war von melancholischer Nede. Kein Gast kam am heiligen Abend. Nicht einmal der Gemeindevorstand, der sonst seinen Kirsch am Ausichant stehend trank, war heute gekommen. So spannen sich Quintus und Ursula immer tiefer in ein vertrautes Gespräch, das von Stunde zu Stunde an Innigkeit, Wärme und Veriranlichkeit zunahm. Nur die Erklärung fehlte in den Erzählungen der Ursula, was sie, die Kaiserstühler Rebhanerntochter, gezwungen hatte, am Weihnachtsabend in einer Wirtschaft Dienste zu tun. Immer unterbrach dabei ein Schlüpfen und Schluchzen ihre Nede. Nach dem Bickensohler kam ein Ehringer und schließlich ein Halber Staufener Schloßberg, ein Feuerwein voll vridelnder Verführerlichkeit. Der Schmerz der Einsamkeit und Verlassenheit verbandelte sich in süße Schwermut, die noch gesteigert wurde, als Quintus Federlein auf dem dünntonigen Tafelklavier ein paar Volkslieder spielte, die Ursula Birgoin mit frischer Naturstimme sicher und schön mitsang. Als die beiden die Verse „und du willst mir's Herz verbittern und du willst von dannen geh'n“ singen, warf sich Ursula an die Brust des selig bestürzten Quintus und küßte ihn immer wieder in einer rührenden Mischung von Ehen und Hingabe. Nun stand das Wirtszimmer ohne Weihnachtskerzen in flammendem Licht, ferne Glocken läuteten, Engel verkündeten aus Himmelschöhen ihr Wohltafallen.

Am Mitternacht verließ Quintus Federlein das Gastszimmer. Ursula begleitete ihn vor die schneeüberwehte Türe. Als sie noch einmal am Halle des stürmisch und auf den ersten Blick Geliebten hing, sagte sie leise und schämig zu Quintus, indem sie nach dem Oberstock kugte: „O Frau und die Familie ist schon im Bett! Nun, sie hören mich ja nicht, ich wohne doch über der Kemeise . . .“ Im Glückstammel riß sich Quintus Federlein los. Als er schon über den Marktplatz geschritten war, fielen ihm wie aläherbe Tropfen die letzten Worte der Ursula ins Herz. Er hob zurück zum „Salmen“, aber der lag in tiefer Dunkelheit und das Haus war verschlossen. Nur der Hund schlug an, als am Hoftor der Rückseite gerüttelt wurde, und ein Licht in der Kammer über der Kemeise erlosch plötzlich.

Als Quintus Federlein am Weihnachtsmorgen in unruh-voller Sehnsucht eine Stunde vor der Essenszeit in den „Salmen“ ging, traf er Frau Moosveraer mit der Maad stehend an: „Das hat man von seiner Gutmütigkeit. Nehme ich das Geschwisterkind von dem Lump von einem Vater und Spitalbruder weg in mein Haus, damit es was Rechtes lerne, da geht die undankbare

Urschel auf und davon!“ Im Verlauf des Gesprächs vernahm Federlein dann zusammenhängend die traurige Familiengeschichte der mutterlosen Ursula Birgoin. Deren Vater war nach einer Reihe immer tiefer sinkender Winterjahre Haus und Feld veräußert und er selbst in eine Kreispflegeanstalt verbracht worden. Die Ursel wurde bei der Großbase Moosveraer erstellt. „Aber der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Das hat man von seiner Gutmütigkeit.“ Die allzugerechte, satte, wohlhabige Wirtin konnte sich natürlich in ihrer Geschäftskühle unmöglich denken, daß das Bäsle vor Scham geslohen war. Wie konnte es jemals bei den Bettelzuständen seiner Familie von einem Mann „vom Amt“ in allen Ehren gefreit werden! Da macht man lieber gleich Schluß mit einer hoffnungslosen Lieblichkeit, so dachte das gesunde und aufrechte Bauernkind, das Auswege nicht kannte oder nicht kennen wollte. Quintus Federlein hörte in wahrhaftigem Schmerz und tiefem Mitleid das lieblose Geschehen an und flüchtete aus der Stadt hinaus auf den tiefverschneiten Wöwylinsberg. Es geschah, daß dort der nüchterne und fast läppisch korrekte Beamte wie ein Kind weinte und verfürst nach seiner Wohnung schlich. Mehrere Nachfragen der Ursula Birgoin mit unbekanntem Reizeziel. Mit den Wochen, den Monaten, die nichts Aufklärendes erbrachten, schüttete sich die Seele des Praktikanten fachte wieder zu, und die Gedanken, zunächst richtig als seelische Reue empfunden, wichen immer bestimmter der fühligen Ueberzeugung über Amtsrückfichten, „Ansehen“, künstliche dienstliche Laufbahn mit dem blamablen Familienanhang. Das Leben und die Liebe stuteten und beriffen an der oft untafelhaft funktionierenden Menschenmaschine eines toten Vernies vorbei, und nur zuweilen blühte aus oranen Wollen des Alltags die banale Erinnerung an die Kälte der Ursula Birgoin zu Hochbera, um im Laufe jahrzehntelanger Treitmühle überhaupt zu verblaffen.

*

Heute nun kamen dem verlassenen Mann, dem um die Schläfen dünne, arane Haare flatterten, zu spät Reuegedanken über seine einmaltige seelische Frucht. Um eines törichten, inhaltslosen Ehrgeizes willen hatte er im Leben die Liebe verüßelt. In halb zwanghafter, halb bewußter Herzensträube und Gemüthsstärke forchte er später niemals mehr nach der lieblichen Ursula Birgoin. Auch sonst ging er an allen Frauen zeitlebens stumpf und verschloffen vorbei und wurde hierdurch zum gelinden Zerrbild, nicht trotz, sondern gerade wegen seiner lächerlichen, hölzernen Berufs-würde. Den Ruf der Lebenden hatte er nicht vernommen, nun wollte er in einem ohnmächtigen Damaskus der Liebe wenigstens dem Rufe der Toten folgen. Mit blinden Auen hätte Quintus Federlein den Weg zum Kinderheim zu Hochbera gefunden. Vom Bahnhof des Städtchens, das er über dreißig Jahre nicht mehr betreten, eilte er über den Marktplatz, der statt der schönen Brunnen säule von ehedem ein übles Steinmehdenmal, anaechlich zu Ehren von Kriegern, tragen mußte, zum alten Markgrafen-schloß, in dem man Spital und Kinderküche eingerichtet hatte. Gerade als er das Tor des bauchigen Treuenturmes durchschritt, Gerade als er das Tor des bauchigen Treuenturmes durchschritt, setzte sich der grobe Trouerzug um die verstorbene, überall geliebte Oberschwester Ursula Birgoin in Bewegung. Quintus Federlein schloß sich hinter dem Ruz der Männer an. Kein Mensch konnte ihn mehr. Der Pfarrer sprach wunderliche Worte am Grobe des hochgelegenen Waldriedhofes mit dem Ausblick auf den Wöwylinsberg. Er mochte ein heimlicher Dichter sein. Denn seine Nede schlug sich um ein tiefes Wort, das an einer Brücke vor den Toren der Stadt Hochbera zu lesen war und das hieß: „Was ist Heberoga zur Heimat hin“. Man wußte nicht, von wem die herrliche Trostweisheit kam. Da aber vor etwa 150 Jahren Goethe zweimal seine Schwester in dem Städtchen besucht hatte, schrieb man ihm gerne die Worte zu. Selbst Herr Federlein mar tief erariffen von dem lebendialtigen, reichste Liebe schenkenden Erbengana der Anwandeliebten und ersuchte abermals ein seelisches Damaskus. Im Nachsana seiner Erdschütterung knitterte er, der Heberogariame, einen Fünftagsmarktsein in den Osterstock für die Waisen des Kinderheims und eine defekten Haumes zum Städtchen hinunter, in dessen Scharen von Kindern, froh, der Trouer ledia zu sein, dem Weihnachtsabend entgegenstolten. „Nuch die Kinder verüßelt“, murmelte der zerkrüchte Staatschreiber in seinen Strähniacn Bart und suchte den „Salmen“ auf. Das Ebenbild der Frau Moosveraer stand in ihrer Tochter oenau in gerecht und tüchtig wie einstens die Mutter am nun nickelalänenden Büfett. Als der Abend nahte, verschwand sie in ihrer Wohnung zur Weihnachtsfeier und eine mürrische, alte und taube Maad brachte widerwillig den Bickensohler. Es folgte der Ehringer und dann der Halber Staufener Schloßbera. Aber die Auen kam trotz der frohen Oberländer Weinaciffer nicht mit herauf, und der Trauf schmeckte bitter. „Verinnen und verlan“ sprach es mitleidlos in das Herz des Kanzleipraktikanten Quintus Federlein mit den sauberen Personalfakten. Mit ätzernden Schritten wandte er, voll Bitternis und Schuldgefühl, an diesem unglücklichen Weihnachtsabend allein hinauf in die fenckhafte Gastube im „Salmen“ zu Hochbera, wo in goldenen Jugendtagen ihm vergeblich die Seligkeit der Liebe gepinkt hatte.